

(Nachdruck verboten.)

8]

Marusia.

Von W. G. Korolenko.

Aus der Stimme meines Gefährten klang mir ein wohlbekannter Ton entgegen. Eine öde Gegend und eine ewig begrenzte Gesellschaft haben ihre spezifischen Unannehmlichkeiten. Man hängt mit der ganzen Innigkeit seines Gefühls an seinem Gefährten, man knüpft feste Bande, aber die äußere Form dieser Bande vergiftet oft den ganzen Inhalt, denn die Vielseitigkeit der menschlichen Natur kann sich immer nur dort ausbilden, wo ein vielseitiges Milieu ihre Entwicklungsfähigkeit ermöglicht. Wo das nicht der Fall ist, bleibt man leicht stehen und stumpft ab. Dann kann einem eine Warze auf der Backe des Fremds oder ein längst bekannter Blick zur Verzweiflung bringen. Mein Gefährte hatte die engen Manern unsrer jakutischen Jurte längst satt und unsre Debatten, die sich mit zwingender Notwendigkeit immer in derselben Weise wiederholten und auch meine Gespräche mit Landstreichern und Verschäftten, Gespräche, die mir die Inhaftlosigkeit und die Leere unsres Lebens doch teilweise ausfüllten. Wenn wir bei guter Laune waren, nannten wir diese Stimmung „den Aufenthalt im Reiche der Nutzlosigkeit“ und infolge eines stillschweigenden Ueber-einkommens suchten wir uns dann so wenig als möglich zu stören. Eine zeitweise Trennung oder irgend eine Veränderung wirkten immer sehr günstig und nach einiger Zeit war das Nebel gehoben.

So entgegnete ich denn auch kein Wort auf die sarkastischen Bemerkungen meines Gefährten, der sonst gegen alle Menschen nachsichtig und überhaupt gutmütig war, sondern entfernte mich einfach aus dem Henschuppen, und ging zu den Pferden hinüber. Sie stampften unruhig in einer kleinen Umzäunung herum und wieherten lustern nach dem See hinüber, über dem ein feiner Nebelstreifen lag. Die Enten lagen wieder in einem dichten Sträuel in der Mitte des Wassers, von Zeit zu Zeit kam ein neues Paar von dem fernen Fluß herüber, dann plätscherten sie eine Weile am gegenüberliegenden Ufer in geheimnisvollen, nächtlichen Mysterien.

Ich führte die Pferde ins Wasser. Sie drangen bis in die Mitte vor, so daß das Wasser ihnen bis an die Brust ging, und tranken gierig und dann spritzten sie die Tropfen umher, als wenn sie sich an diesem Ueberfluß laben würden. Ab und zu hoben sie plötzlich die Köpfe und lauschten in die stille Nacht hinaus. Und auch ich lauschte unwillkürlich. Von dem leisen Rauschen des Waldes hoben sich einzelne Töne ab, weite, langgezogene Töne. Und je mehr sich das gierige Ohr an sie gewöhnte, desto festere, fast greifbare Formen nahmen sie an. Die Kirchenglocke erkante, wie ich sie als Kind in meiner Vaterstadt gehört hatte und die Fabrikspeise, die ich aus meiner Studentenzeit her kannte. . . . Und eine ganze Reihe solcher Töne zogen langsam an mir vorüber und wiegten meine Seele in eine sonderbare verträumte Stimmung.

Die Hütte schlief ruhig, und der Wald rauschte und seufzte. Und plötzlich überkam mich ein dumpfes, schweres Gefühl, ein halb unbewußter Ausfluß der verschiedenen Eindrücke des Tags. Was hören diese Leute hier in den Stimmen der Nacht, dachte ich unwillkürlich, was sagt ihnen der Schneesturm im Winter? Was für Bilder malt ihnen diese geheimnisvolle Stille der Einöde? Wohin lockt sie sie, was sagt sie ihnen, was verspricht sie ihnen? Wird es Marusia gelingen, das Leben in diesem Winkel zu gestalten, wie sie es will oder hat der lakonische Timocha mit seinen pessimistischen Prophezeihungen recht, ist das wirklich alles nicht das Mächtige, kann eine gebrochene Seele sich nimmermehr aufrichten?

In der Hütte knarrte die Thür, und auf der Schwelle zeigte sich Stepan. Er stand einige Minuten bewegungslos und starrte zum Himmel empor, dann ging er langsam in den Wald hinüber, einen langen Zügel hinter sich herschleifend. Nach einigen Minuten hörte ich rasche Pferdehufe und sah Stepan auf einem salben Pferde aus dem Walde hinausreiten. Das Pferd lief rasch, fast launenhaft. Am Ufer des Sees sprang Stepan ab, trankte das Pferd und band es an den Zaun. Als er dann wieder ans Ufer trat,

waren seine Augen wieder so stumpf, wie mit einem Schleier bedeckt. Er blieb stehen und starrte unbeweglich, gedankenlos auf das Wasser; wahrscheinlich wirkte der Zauber dieser stillen Nacht auch auf ihn. Dann zitterte er plötzlich, wie vor Kälte. Oder waren vielleicht auch ihm seine eignen tönenden Gespenster erschienen, in der hellen kühlen Nacht?

„Es ist kühl“, sagte ich, um seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken.

Er blinzelte sich um und schien mich erst nicht zu sehen. Dann trat er mechanisch näher und setzte sich neben mich auf einen Balken; er schien mir sonderbar, fast krank. Gestern war er lebhaft gewesen, wie ein Mensch, der sich über eine neue Bekanntschaft freut, jetzt gab er sich demütig, gedankenlos einer eigentümlichen Stimmung hin.

Ueber die Bspfel der Bäume zog der Morgenwind. Erst sprachen die Bäume alle im Chor, dann unterschied man einzelne Stimmen, sie flüsterten und verstummten dann wieder plötzlich.

Stepan wandte den Kopf nach dem Walde.

„Es ist windig.“ antwortete er gedankenlos auf meine frühere Bemerkung und dann fügte er plötzlich mit einem veränderten Blick, ein Blick, aus dem unendliches Seelenleid sprach, hinzu:

„Ich kann nicht mehr, glaubt mir, Herr, ich kann nicht mehr.“ Es war eine plötzlich hervordringende, nicht mehr zurückhaltende Aufrichtigkeit.

„Was giebt's denn, Stepan?“ fragte ich teilnahmsvoll.

Er stand ganz unter dem Druck einer schweren Stimmung, und sein Bewußtsein war mir halb bei der Sache.

„Wenn man so an den See herankommt und der Wald rauscht . . . Und es ist so still . . . Und dann diese verfluchten Enten.“

In einem plötzlichen Wutanfall hob er eine trockene Erdscholle auf und schleuderte sie über den See, mitten in den Nebel. Wie durch eine matte Glascheibe sah man die Vögel in der Mitte des Wassers zusammenhocken. Als die Scholle zwischen ihnen niederfiel, bewegten sie sich nur leise, langsam, wie traumhafte Regungen in dem dampfenden Nebel.

Aber die rasche Bewegung und das Geräusch im Wasser hatten ihn wieder zu sich gebracht. Er setzte sich und stützte den Kopf auf die Arme.

„Es ist schwer, hier zu leben, Herr.“

„Nun schaut, Stepan, Ihr solltet vielleicht wirklich zu den Goldgräbern gehen.“

„Marusia will nicht.“

„Nun, Ihr könntet doch für den Winter fortgehen und im Sommer wiederkommen. Ihr verdient ein schönes Stück Geld, und das hilft auch gewaltig in der Wirtschaft. Und so lange könnte Marusia schon allein mit Timosej Haus halten.“

Er drehte sich um und schaute mir lange in die Augen, als wenn er nicht mich, sondern sein innerstes Ich befragen wollte.

„Rein, Herr, das kann ich nicht, denn dann wäre schon alles aus.“

Nach einer Weile fragte er:

„Woher kennen Sie Timosej?“

„Ich war gestern bei ihm auf der Waldblöße.“

„Marusia war auch dort?“

„Ja!“

„Ja, so, hm! Schauen Sie ihn sich nur recht an, den Timosej. Der Bursche ist nicht dumm.“

Er wandte mir wieder die hellen Augen zu. Das Gesicht war noch dunkler geworden und drückte einen ungeheuren Haß aus. Ich dachte, daß es wohl die bekannte Krankheit der öden Landstrecken und beschränkten Gesellschaft sei, die ja auch wir kannten, aber diese unbändige, wilde Seele mußte noch viel mehr, mußte unfähig darunter leiden. In diesem Augenblick stand mir von den drei Bewohnern dieses Stüchens Erde Stepan am nächsten.

Wieder knarrte die Thür und Marusia trat aus dem Hause, dann trock Timochas edige Gestalt die Stufen vom Henschuppen hinab. Marusia ging die Kühe melken und Timocha spannte das Pferd ein und brachte ein ungeheures Wasserfaß in den Garten, um die Beete zu begießen. Die

Kühe und Kälber brüllten, in der einsamen Wirtshaus begann das gewohnte Tagwerk.

Ueber den Bergspitzen färbte der Himmel sich rosig, dort drüben war schon die Sonne aufgegangen, aber wir waren noch in dem langen Schatten, der die ganze Ebene bedeckte. Und dann lag auch noch ein brauner, leichter Nebel in der Luft.

Ueberhalb Stunden später ritten wir zu Dritt zum Hofe hinaus. Stepan ritt mit uns, an seinem Sattelknopf hingen zwei große lederne Taschen, sein Weg mußte sehr weit sein. Sein Gesicht war ruhig, fast fröhlich.

An der Fahrstraße zeigte er uns unseren Weg und wandte sich selbst dem Fluß zu. Nach einiger Zeit sahen wir einen kleinen schwarzen Fleck am andren Ufer, der sich langsam zwischen den Kreideseffen des andren Ufers bewegte.

„Was führt ihn wohl nach Naliskan?“ fragte mein Gefährte nachdenklich.

„Wissen Sie denn bestimmt, daß er dorthin reitet?“

„Ja, er hat gesagt, er müsse zum Popen reiten. Was hat er für Geschichten mit dem Popen?“

„Ich denke, Sie irren sich“, antwortete ich, ohne das Gespräch fortzusetzen. Mir fielen Timochas Worte ein. In der Richtung, die Timocha eingeschlagen hatte, lag die Tungusker Einöde. Die Popen sind da ewig auf der Wanderung in ihrem ungeheuren Sprengel, sie werden da wirkliche Märtyrer ihrer Profession, aber sie verbauern auch furchtbar. Ich war kürzlich auf so einen gestoßen, es war ein außerordentlich brauner, außerordentlich strenger und außerordentlich schweigsamer Mensch, ich glaube, er konnte gar nicht mehr in ganzen, zusammenhängenden Sätzen sprechen; wenn es sein mußte, sprach er in kurzen einsilbigen Worten, aber er drückte sich dabei doch recht bestimmt und deutlich aus.

Auf ihren Wanderungen trauen solche Geistliche oft Leute, deren Kinder schon längst laufen können: die Kinder werden bei dieser Gelegenheit gekauft, und über Tote, deren Gebeine längst im Grabe modern, lesen sie die letzte Messe. In großem Maßstabe geschieht hier alles, in allgemeinen Zügen, die keine Detailmalerei gestatten. Aber das macht die gestrengen Herren Seelsorger auch nachsichtiger gegen alles Formenwesen, und Landstreichereien, die eine stehende Rubrik unter den Delikten der übrigen sibirischen Geistlichen bilden, schreden sie weniger.

Augenscheinlich hat Stepan von der Ankunft eines solchen Geistlichen erfahren, dachte ich, und reitet jetzt zu ihm, um Marufias Wunsch zu erfüllen.

Der dunkle Fleck jenseits des Flusses verschwand hinter den Bergen. Wieder trabten unsre Pferde in den Furchen des sibirischen Wegs, rechts und links das Gras mit den herrlichen Wiesenblumen abrupfend.

VI.

Ueber das Resultat dieser Unterhandlungen habe ich nie etwas erfahren.

Vor Einbruch des Winters kamen Stepan und Marufia zweimal in die Niederlassung und kehrten bei uns ein, da wir jetzt gute Bekannte waren. Ihm thaten die neuen Gesichter wohl, er wurde lebhafter und auch Marufia legte ihr scheues Wesen ab, obgleich sie noch immer still und einsilbig war. Die Ernte war sehr günstig gewesen, und Marufias Geschäfte gingen gut. Der Ruf ihrer sauren Gurken — Marufia hatte eine ganz eigene Methode — drang sogar bis in die Stadt, und es kam vor, daß man reisende Kosaken um ihre Waren schickte, die dreihundert Werst zurücklegen mußten. Das ist übrigens in Sibirien nicht sonderbar. Wie eigentümlich es dem Fremden auch klingen mag, große Entfernungen scherecken in Sibirien niemand, trotzdem die Niederlassungen oft ungeheuer weit von einander entfernt und die Wege entsehrlich sind. Ein amerikanischer Reisender, der Sibirien besucht hat, erzählt in seinen Reise-Erinnerungen, daß ihm einmal in der Nähe von Kolinsk ein reisender Kosak ehrfurchtsvoll im Namen des Gouverneurs sein Cigarrenetui und ein Paket gefrorener Butter überreichte, die er auf einer Station in Jakutsk vergessen hatte. Die Entfernung, die der Kosak zurückgelegt hatte, um ihm diese höchst wichtigen Dinge zu überreichen, betrug mehr als fünfzehnhundert Werst. Nebenbei bemerkt, in der Kolinsker Gegend grassierten damals die Plattern und in der Stadt wartete man in furchtbarer Aufregung auf frischen Gimpfstoff. Der Arzt und der Administrator empfingen den Kosaken mit offenen Armen. Die Enttäuschung war natürlich nicht gering, als man erfuhr, daß er keine Nymphe, sondern ein Cigarrenetui brinae.

Ich konnte in Marufias Wesen nichts Schmerzliches oder Krankhaftes finden. Sie benahm sich wie eine ruhige, thätige Hausfrau, die es vorzüglich versteht, ihre Angelegenheiten zu besorgen.

„Das ist aber ein Weib!“ sagte ein bekannter Pole, wenn er von ihr sprach. Er trieb einen kleinen Handel in unsrer Niederlassung und verkaufte seine Waren hauptsächlich an Goldgräber. In seinem Ton lag nicht nur Bewunderung für die hübsche Frau, sondern auch Achtung vor der tüchtigen Wirtin.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Dom Berliner Weihnachtsmarkt.

Die Leipziger-, Friedrichs- und die umliegenden Geschäftsstraßen erstrahlten am Abend im Licht der elektrischen Lampen. Die Fülle des Lichts, welches die Schaufenster ausstrahlen, übertrifft bei weitem die sonstige abendliche Geschäftsbeleuchtung. Das bligt und funkelt und flimmert! Wenn man vom Spittelmarkt her die Leipzigerstraße hinunter schreitet, scheinen Hunderttausende sich daher zu wälzen. Wie eine einzige riesige, funkelnde Glasglocke erscheint der Tiegische Verkaufspalast. An den Ecken der Marktgrafen- und Friedrichstraße blitzen die beweglichen Neblameliere der Firmenschilder auf und ganz am Ende der Leipzigerstraße, ziemlich drunten am Potsdamer Thor, funkeln die langen Vogenlampen-Weihen Bertheims.

Das sind die großen Geschäftsabende vor Weihnachten, da die Tausende an die Kassen der großen Kaufhäuser inmitten der Stadt strömen. Hier konzentriert sich auch aller Verkehr, wie er sich üblich nur noch an den verschiedenen Thorbezirken zeigt. Zwischen den Scharen der Kaufenden drängen sich freiernde, bittende Proletarierjungen, die die Hampelmänner groteske Gliederverkürzungen machen oder die Waldteufel und Narren summen lassen. Trotz Marktwährung werden baumwollene Schächel „für 'n Dreier“ „für 'n Sechser“ ausgedoten, und wie wir an die nächste Strakenede kommen, auf den nächsten Platz, hat sich dort auch schon wie durch Zauberhand im Lauf des Tags ein Tannenwald erhoben, der Stamm für Stamm verhandelt wird und je nachdem entweder in dem Prunksalon zu Berlin W. oder im Hinterhaus, in der Kellerwohnung oder in der Dachstube in O. oder N. wiedererscheint.

Draußen an der Peripherie der Millionenstadt an einigen Straßen und Plätzen ziehen sich noch Reihen von Bretterbuden hin.

Das ist der kümmerliche Rest des ehemaligen Berliner Weihnachtsmarkts, den der großartige Fortschritt des Geschäftslebens allmählich immer mehr herabdrückte und schließlich aus dem Innern der Stadt verdrängte, zersprengte und seine Reste in die äußere Stadt verwies. Noch im Anfange der neunziger Jahre war's anders! Da zog an den Abenden vor Weihnachten bis 11 Uhr nachts der Weihnachtsmarkt die Masse der Besucher an. Durch die Breitestraße und deren Umgebung, über den großen Schloßplatz und den Lustgärten zogen sich die doppelten Budenreihen des Weihnachtsmarkts, dieser uralten Berliner Einrichtung, hin, und wer sich am Abend von der daherdrängenden Käufermasse schieben ließ, konnte die bunten Tausendfältigkeiten der Mode und des Luxus „bestrahlt“ von den Lampen und Lichtern dieser Budenstadt bewundern. Etwa war diese brettterne Herrlichkeit über Nacht aus dem Boden gewachsen und in den Glanztagen des Weihnachtsmarkts pilgerte Jung und Alt durch die Budenreihen, um die Einkäufe zu besorgen. Aber es kamen auch die Jahre des Verfalls, da die Einnahmen der Stadthalter immer mehr sanken und dies war auch kein Wunder. Wenn solch ein richtiger Berliner Regen das tollste Schmutzwetter erzeugt, wenn nach einem heftigen Schneegestöber große Schmutzklagen am Boden standen, oder die Dezemberkälte die Budenpassagen in Eisbahnen verwandelt hatte, dann mußte man wohl auf schwankeuden Brettern dahintrippeln und sich drängen und stoßen lassen, um die Weihnachtsherrlichkeiten der Budenstadt zusammenzulassen, die oft nicht solider waren, wie die brettternen Gerüste. Denn das Beste kaufte man doch immer im stehenden Geschäft. Aber was gab es auch auf dem Markte nicht alles zu kaufen und zu schauen! Schon von ferne quiekte, pfiif, klapperte, zwitscherte, rasselte, trommelte, flötete es aus dessen Budenreihen hervor.

Des Drängens, Lärmens und Schreiens war kein Ende. Alles, was sich der Wunsch des Satten nur auf den Weihnachtstisch schleppen lassen mochte, sah man hier liegen. Von Apfelsin, Nüssen und Pfefferkuchen angefangen bis zu wollenen Decken, Kleidern, Teppichen, Harmoniums, Leierkasten oder vollständigen Küchen-einrichtungen. Zur Zeit der noch unbeschränkten Ausdehnung des Markts erhob sich an der Sechsbahn ein Wald künstlicher und natürlicher Pyramiden mit goldenen Apfelsin und Nüssen. Der Weihnachtsmarkt hat auch seiner Zeit der Seele eines Berliner Dichters folgenden poetischen Schwung gegeben:

„Hier hält das Elfenreich in Zauberspannen
Mit allen seinen Wundern uns umfassen.
Der Schauplatz zeigt uns Märchenjener,
Und wir begleiten sie in leisen Geistertönen!“

Da hat es Adolf Glassbrenner besser verstanden. Er verfasste im Jahre 1847 seine Scenen aus dem „Berliner Volksleben“, unter denen sich auch eine solche: „Der Weihnachtmarkt“ befindet. Es ist eine lustige und lebendige Schilderung des Weihnachtsmarktreibens in seiner alten Ausdehnung. Man sieht die Scharen der Berliner Proletarierjungen über den Markt wandern und fortgesetzt rufend: „Walddelberverloof! Halloh-verloof! Fahni! Fahni!“ Man sieht die einzelnen Händler Revue passieren, den Weisenhändler Breede, die Obsthändlerin Piefig, den Berliner Fledermasserverkäufer, der französisch radebrecht, als sei er eigens zum Markt aus Paris gekommen, den Spielwarenhändler Knipske, der die „schwerdengewekten Herren und Damen“ zum Kaufe einladet. Man sieht aber auch die Masse der Marktbesucher von der sorgfältig wählenden Hausfrau bis zum flammernden Geden, es ist eine heitere und lebenswahre Schilderung dieses Marktreibens, welches der Nachtwächter erst mit dem Pfiff und Ruf: „Eis is die Klot!“ beendet.

Von diesem ehemaligen Berliner Weihnachtmarkt stehen heute nur noch die kümmerlichen Reste in den äußeren Stadtteilen. Manchem wird es leid darum sein, denn es verschwand ein gut Stück Berliner Leben. Vielleicht nur noch wenige Jahre und auch die letzten Budenreihen werden nicht mehr aufgebaut und in dem wild dahinflutenden Tagesgetriebe der Millionenstadt ist das frühere Marktleben um Weihnachten völlig vergessen.

Und es ist nicht bloß schade um das Verschwinden des Weihnachtsmarkts als Teil des Berliner Volkslebens, sondern auch als Erwerbquelle für viele Hunderte, meist recht kümmerlicher Existenzen. Wie viele arme Leute haben nicht durch den Weihnachtmarkt wenigstens für einen Teil des Winters zu leben gehabt. Der Weihnachtmarkt wurde ja nicht bloß bezogen von den großen Marktlieferanten, die manchmal recht gut situierte Leute, ihre Kisten und Kisten nach dem Verzeichnis des Kalenders von Markt zu Markt senden, sondern auch von ganz kleinen Leuten, die eben nur Weihnachtshändler waren, weil sie den eigentlichen Beruf im Winter nicht auszuüben vermögen, und die eben nur so viel Geld hatten, um einen Posten Ware zu kaufen, und einen Stand zu mieten. Die sind nun aus dem Centrum des Verkehrs hinausgedrängt in die Außenviertel und machen bestenfalls noch ein schlechtes Abendgeschäft, wenn die Leute aus der inneren Stadt paketbefahren heimkehren. Vielfach aber bleibt ihnen nach Schluß des Weihnachtsmarkts ein immer bedeutenderer Warenrest, so daß mit jedem Jahre mehr von diesen kleinen Händlern auf dieses Weihnachtsgeschäft, welches ihre Hilfe für den Winter war, verzichten müssen. Geht man heute durch die Budenreihen, so hört man von diesen Geschäftsleuten nichts als Klage, auch das Leben auf dem Weihnachtmarkt ist ein andres geworden. Der Markt ist nicht mehr so eine Quelle des Berliner Humors, ein Sammelpfad des Berliner Volkscharakters, denn es fehlt ihm das, was früher seine innere Bedeutung war, der massenhafte Zustrom der ganzen Berliner Bevölkerung aller Schichten.

Ueber die langsam aber sicher verschwindende Bretterbudenherrlichkeit triumphiert die strahlende Pracht der modernen Verkaufshäuser, in denen, wie auf dem Jahrmarkt, alles zu haben ist und die fast wie eine moderne und verschönerte Form desselben erscheinen. Es verschwindet eben überall das Alte vor dem Neuen, das Kleine vor dem Großen, durch die Wandlungen der Zeit und ihrer Bedürfnisse. —

E. R.

Kleines Feuilleton.

— „Das goldene Buch der Sitte“ betitelt sich ein Buch, das kürzlich bei W. Speemann in Berlin und Stuttgart erschienen ist und einen Grafen und eine Gräfin Vaudissin zu Verfasser hat. In 1137 Paragraphen belehrt das zwar etwas umhändlich gebundene, aber doch recht elegant ausgestattete Buch über alles, „was sich schickt und nicht schickt“. Wie finden in dem Buche ebenso genau vorgezeichnet, wie wir uns beim „Staffeetinken“ zu benehmen haben, wie bei „Entlobungen“, beim „Elat“ oder „in der Badewanne“. Alles ist kurz und faßlich gehalten und man hat beim Durchblättern des Buches etwa das Gefühl, daß der „selige Anigge“ gegen das „goldene Buch der Sitte“ überhaupt nicht aufkommen kann.

Einige ohne Wahl aus dem Buch gegriffene Beispiele werden das selbe am besten illustrieren. Was gehört z. B. zu einem Damen-lasse? „Schlaglahne und Kuchen verschiedenster Sorten gehören dazu; allerdings wird die Großstädterin selten mehr denselben selbst baden, worauf man in den kleineren Städten noch viel Wert legt. Allein Konditorsachen thuen es auch. Kurz bevor die Damen zum Abendbrotlich nach Hause eilen, wird noch eine Lortz, eine süße Speise oder Eis serviert. Diese süße Schlußspeise sollte man aber lieber streichen. Auch die Flensburger Damen würden sich darin finden, trotzdem die bekannte im Flensburger Dialekt an sie gerichtete Bitte dann fortfiel: „Ach bitte, bleiben Sie doch noch ein bißchen! Sie kriegen noch was Süßes hintenauf!“

Sehr scharf wird auch mit den „Messer-Eßern“ ins Gericht gegangen. Man muß vielfach staunen, was auf diesem Gebiete alles verboten und wie wenig erlaubt ist. „Der Mann, der zum erstenmal mit dem Messer aß und dadurch eine Unsitte, um kein stärkeres Wort zu gebrauchen, einführte, gegen die man vergebens

anlämpft, müßte noch einmal geboren und dann mit den schwersten Freiheits- und Todesstrafen belegt werden. Das Messer dient dazu, das Fleisch (nie den Fisch, nie die Kartoffel, nie das Brot) entzwei zu schneiden, es ist aber nicht erfunden, um damit zu essen. Man schaukelt sich auch nicht mit dem Messer Sauce in den Mund.“

Selbstverständlich ist auch das Benehmen beim Trinken nicht vergessen, dort wo das Essen so ausschließlich zum Vori kommt. So giebt denn auch „Das goldene Buch der Sitte“, in dem natürlich nur vom „Wein“ die Rede ist, auf die Frage „Wie trinke ich?“ folgende Antwort: „Man soll den Wein trinken, aber ihn nicht schlürfen, nicht eine halbe Stunde oder noch länger mit der Nase im Glase sitzen, den Wein nicht schütteln und andre Sachen treiben. Wer beim Trinken den Rand seines Glases schmutzig macht, trinkt nicht hübsch, und wer jedesmal den Becher leert, so oft der Diener mit der Seltflasche herumgeht und sich seinem Plage nähert, zeigt, daß er die Absicht hat, mehr zu trinken, als er für gewöhnlich Wein zu sich nimmt.“

Auch die Pferdebahn verlangt ihre eignen Anstandsregeln: „Die Pferdebahn ist dazu da, um Personen — Pakete aber erst in zweiter Linie zu befördern. . . . Begrüßen sich Bekannte, so dürfen sie sich nicht über einen dritten hinweg unterhalten, und sie müssen sich in dem Augenblick, wo der Wagen ihre wegen hält, zum Aussteigen anschließen. Wie gewöhnlich aber fängt die Unterredung erst dann an, recht lebhaft zu werden. Man hat vergessen, Taute Bertha grüßen zu lassen, sich zu erkundigen, wie es Taute Malchen neulich beim Zahnarzt ergangen ist, man muß unbedingt noch seiner Hoffnung Ausdruck geben, sich recht bald wiederzusehen, und das dauert dann gewöhnlich so lange, bis dem Schaffner die Geduld reißt.“

Schließlich seien noch einige „humoristisch“ gehaltene Hotelregeln erwähnt: 1. Falls Du die Tischdecke mit Kinte beschmierst oder das Tintenfäß auf den Teppich geleert hast, rege Dich nicht auf, ergreife schnell eine Serviette, die ja immer zur Hand ist, und verjuche die Kinte wegzuwaschen; auf diese Weise bist Du sicher, daß sowohl Tischstuch, Teppich wie Serviette ruiniert sind. — 2. Zerbrochenes Geschirr kannst Du mit Leichtigkeit vor Entdeckung sichern, indem Du es einfach ins Klosett wirfst; der daraus entstehende Schaden an der Leitung ist mit einigen hundert Mark rasch wieder gut gemacht. —

Theater.

— Ueber das ruthenische Theater schreibt die Zeitschrift „Aus fremden Jungen“: Von der Litteratur der Ruthenen kann man füglich sagen, daß sie in Verborgenen blüht. Nur ein einziger Name, der des Scedwischenlo, des großen Lyrikers und Epikers, ist in Westeuropa allgemein bekannt geworden. Die etwa zwanzig Millionen Ruthenen, die in Südrussland, Ostgalizien, Nordungarn und der Bukowina leben, führen seit Jahrhunderten kein selbständiges politisches Dasein mehr, und demgemäß konnte auch ihre Kultur sich nicht im entferntesten zu der Höhe erheben, auf der sich die ihrer nächsten Stammverwandten der Polen, befindet. Ihre Litteratur darf sich in letzter Zeit ungehemmt nur in Galizien entwickeln, dort hat sich auch in neuerer Zeit eine nicht zu unterschätzende Lyrik und Epik (Novelle und Roman) entfaltet. Indessen hat sich die ganze ruthenische Litteratur noch nicht gar hoch über das Ländlich-Volkstümliche erhoben. Ländliche Motive und ländliche Anschauungsweise sind überall das Vorherrschende. Auch im Theater. Seitdem Kollarewski im Jahre 1819 seine „Natalia Poltawa“, das erste ruthenische Drama überhaupt, in einem Liebhabertheater zu Poltawa aufführte, bis auf Karpent, Tobilenwitsch und Franko, ist die ruthenische Dramatik vorwiegend vollständig geliebten und hat ihre stärksten Triumphe nur auf diesem Gebiete gefeiert. In der Dramatik wie in der Lyrik der Ruthenen prägen sich ihre edelsten Empfindungen und Leidenschaften aus, und ihr Theater erfüllt überdies mit großem Ernst und sehr gewissenhaft eine hohe civilisatorische Mission an der noch ziemlich zurückgebliebenen ruthenischen Bevölkerung. Eine stabile ruthenische Bühne giebt es nirgends. Nur in Galizien existirt eine wohlorganisierte, zum Teil vom Lande, zum Teil von Vereinen geförderte Wandertroupe, welche in den größeren Städten und auch auf dem flachen Lande Vorstellungen giebt. Das Publikum rekrutirt sich vorwiegend aus bäuerlichen und diesen nahestehenden Kreisen. Eine Reihe begabter Dramatiker hat ein diesem Publikum angepaßtes Repertoire geschaffen, welches zum Teil hervorragenden künstlerischen Wert besitzt, aber eine große Eintönigkeit in den Motiven wie in der Bearbeitung aufweist. Daher kommt es, daß das ruthenische Theater sozusagen einen Dialektcharakter trägt, der es außerordentlich sympathisch macht, aber ihm auch zugleich nicht erlaubt, über dieses erste Stadium der Entwicklung hinauszugehen. Dieser Eintönigkeit und Begrenzung der Motive entspricht das Streben nach einer möglichst treuen Wiedergabe des Lebens auf der Bühne, wobei die ruthenischen Dramatiker oft übersehen, daß die Bühne wohl ein Spiegel des Lebens sein soll, aber nicht das Leben selber sein kann. Gewiß muß ein Volksstück sehr realistisch in der Auffassung und der Durchführung gehalten sein, will es anders nicht in einen faden Sentimentalismus verfallen, aber zwischen dem Bühnenrealismus und dem wirklichen Leben liegt ja das ganze Gebiet der künstlerischen Gestaltungskraft. Im ruthenischen Theater sind daher auch die Charakterfiguren, die typischen Repräsentanten des Volkslebens, am trefflichsten beobachtet und am gelungensten hingezichnet. Wo aber die Dramatiker sich zum Individuellen erheben wollen, versagt ihnen die Kraft. Die Helden und Heldinnen

vom Lande sind oberflächlich, übertrieben und zu wenig kompliziert. Es fehlt ihnen an innerer Größe und Kraft. Gemäß diesem Repertoire und diesem Publikum hat sich die ruthenische Schauspielkunst eigne Wege gebahnt, die sie von jeder andern unterscheidet. Die ruthenischen Schauspieler haben keine Schule, keine beengende Routine, keine Bühnentradition. Sie spielen mit elementarer Kraft, nach eignen Impulsen und nach eigener Beobachtung, und das gewährt ihnen einen großen Vorzug: Ungezwungenheit und Natürlichkeit. Ihr Dialog trägt das Gepräge der fließenden Unterhaltung, das Maßvolle ihrer Gebärden ist erstaunlich, und das Gesamtspiel von einer beinahe vollendeten Harmonie. Keiner will die andern überflügeln und sich in den Vordergrund drängen, wie das so häufig anderswo zum Schaden des Ganzen geschieht. Selten bemerkt man jene plötzlich eintretende Verwirrung, welche den Gang der Handlung stört. Der Souffleur ist beinahe ganz unhörbar. Dies bekundet, trotz der mangelnden „höheren“ Schulung ein gründliches Studium und eine treffliche Disziplin. Doch scheint es den ruthenischen Schauspielern verjagt zu sein, die Grenze des nationalen Volksdramas zu überschreiten. Schon in der Salontomödie befinden sie sich in einem fremden Milieu, sogar in der ausländischen Operette ist ihr Spiel ganz unzulänglich, obschon der vorzügliche Gesang hier vieles übersehen läßt. Zwischen dem Publikum und den Schauspielern herrscht ein gewisser vertraulicher Kontakt, der auch auf der Bühne zur Geltung kommt. Auch ist natürlicherweise bei einem so trefflich eingetübten Ensemble kein Raum für „Sterne“ erster oder zweiter Größe. Das Volkstück ist beinahe undenkbar ohne Musik. So bildet denn die Musik, die fast immer schön, originell und auf vollständigen Motiven aufgebaut ist, einen integrierenden Teil des ruthenischen Dramas. Besonders die Chöre sind oft entzückend. Da ist echtes musikalisches Gefühl, Harmonie und jene tiefe, subtile Melancholie, welche auch in der Lyrik als ein Grundzug der ruthenischen Volksseele zum Ausdruck kommt. —

Aus dem Tierleben.

— Die Getreideblumenfliege als Schädling des Wintergetreides. Die Zerstörungen junger Weizen- und Roggenstaaten durch die Frühlfliege, die Hefen- und die Halmfliege sind bekannt. Nach neuerlichen Untersuchungen des Gesundheitsamts ist ein beachtenswerter Schädling des Wintergetreides die Getreideblumenfliege (*Hylemyia coarctata*). Sie ist größer als die genannten Tiere und nähert sich, fünf bis sechs Millimeter lang, der Größe der Stubenfliege. Schlanker als diese gebaut, ist sie von gelblich-grauer Farbe und schwarz behaart. Das Insekt legt seine Eier ebenso wie die drei andern an junge Pflänzchen der Winterstaaten, und die aus dem Ei kommende Made nistet sich ebenso im Herz der jungen Pflanze ein, daselbe zerstörend und den Trieb verderbend. Die Made ist fünf bis sieben Millimeter lang und fast zwei Millimeter dick, mithin weit größer, als die jener kleineren Getreidefliegen. Es ist noch nicht festgestellt, wann die Eier, aus denen die Maden entstehen, abgelegt werden, mit andern Worten, ob es sich um eine Herbst- oder um eine Frühlingsgeneration der Fliege handelt. Der Schädling ist bisher in den Provinzen Posen, Brandenburg, Schleswig-Holstein, Sachsen, in Anhalt sowie in den Königreichen Sachsen und Württemberg beobachtet worden. Der Schaden wird so dargestellt, daß innerhalb größerer Schläge an zerstreuten Stellen die Pflanzen zum Teil oder ganz absterben. Wilde Winter und feuchte Frühjahre scheinen der Blumenfliege Vorwärt zu leisten. Ueber Einfluß der Düngung und der Vorfrucht sind die Erfahrungen nur spärlich und es ist erwünscht, wenn fernere Beobachtungen der biologischen Abteilung des Gesundheitsamts mitgeteilt werden. —

Geologisches.

ie. Wichtige Forschungen in Island bespricht der Leiter der norwegischen Geologischen Landesuntersuchung in der Monatschrift „Naturen“. Zunächst weist er auf die Untersuchungen eines jungen isländischen Gelehrten Helgi Petursson hin, aus denen hervorgeht, daß Island in ähnlicher Weise eine Folge von Eiszeiten durchgemacht hat wie Nord-Europa und die Alpen. Man unterscheidet bekanntlich für diese Gebiete eine Folge von mehreren Eiszeiten, die von eisfreien Zeiten unterbrochen wurden, und daselbe ist auch in Island der Fall gewesen. Noch bedeutsamer sind die Ergebnisse, die sich mit Bezug auf das Weltmeer in der Umgebung Islands herausgestellt haben. Von den Färdar-Inseln und weiter nach Grönland zieht sich ein untermeerischer Rücken dahin, während nördlich und nordöstlich von Island das tiefe norwegische Meer gelegen ist. Die von Norwegen ausgerichtete Atlantische Expedition erkundete die auffallende Thatsache, daß der Boden dieses Meeresteils mit Schalen von arktischen Muscheln besetzt ist, die in viel kälterem Klima und in viel reichlicherem Wasser leben, als es sich in der norwegischen See findet. Es ist anzunehmen, daß diese Muschelschalen aus dem hohen Norden mit Treibeis in diese Gegend gelangt sind, wo sie nach dem Schmelzen der Eisberge auf den Meeresgrund niederfielen. Dies ist ein ganz natürlicher Vorgang, dessen Annahme nahe liegt. Mehr Kopfzerbrechen müßte ein anderer Fund verursachen, der von der dänischen Jugofo-Expedition gemacht wurde. Sie stellte fest, daß der Boden des Meeres zwischen den Inseln Island und Jan Mayen ebenfalls mit den Schalen toter Muscheln besetzt war, unter denen sich aber solche, die nur in tiefem Wasser leben, zusammen mit Seichtwasserformen vorkommen. Es müßte die Sachverständigen höchlich überraschen, aus Tiefen von

1000 bis 2500 Meter die Schalen der Muschel *Yoldia arctica* anzufinden, die jetzt bei Spitzbergen und in der Karasee in Tiefen von 10—200 Meter vorkommen. Dr. Neusch hält es für unmöglich, daß die Reste dieser arktischen Tiere ebenfalls mit Treibeis fortgeführt sein sollten, sondern er zieht den Schluß, daß in verhältnismäßig jungen Zeiten, also während der großen Vereisung, das norwegische Meer viel flacher gewesen sein muß, als heute. Damals müssen die arktischen Seichtwasserformen in so viel niedrigeren Breiten gelebt haben, und später hätte sich dann der Meeresboden um mindestens 2500 Meter gesenkt. Diese Vermutung, die übrigens auch durch Untersuchungen an der Westküste von Norwegen ihre Bestätigung findet, wird für die Aufklärung der Wunder der nord-europäischen Eiszeit von großer wissenschaftlicher Bedeutung sein. —

Humoristisches.

— **Wohhaft.** Birkin: „Jetzt ist mein Mann schon wieder seit vier Stunden fort!“
 Gast (gutmütig): „Na, darüber müssen Sie nicht gleich so ärgerlich sein!... Der will halt auch einmal gern ein gutes Glas Bier trinken!“ —
 — **Aus dem Examen.** „Was werden Sie thun, Herr Kandidat, wenn Sie beim Zahnziehen einem Patienten den Zahn abbrechen?“
 „Ich werde ihn mit der Versicherung trösten, daß derlei ja sehr häufig vorkommt!“ —
 — **Doppelsinnig.** „Nun, Friß, wie lang warst Du denn beim Schuster Ameriem in der Lehr?“
 „Ach Gott, g'schlagene drei Jahr'!“ —

Notizen.

— **Max Halbe** hat ein neues Bühnenstück geschrieben, das im Anfang des nächsten Jahres im Lessingtheater seine Erstaufführung erleben wird. —
 — Die **Secessionsbühne** unternimmt mit ihrem gesamten Personal eine Gastspielreise nach Rußland. Zunächst sind Gastspiele in Petersburg, Moskau, Kiew und Odessa verabreicht. —
 — **Albert Roderichs** Lustspiel „Der Liebeskontrakt“, das demnächst am Dresdener Hoftheater zum erstenmal in Scene gehen wird, ist auch vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg zur Aufführung angenommen worden. —
 — **Felix Weingartner** ist mit dem Komponieren eines Opernwerks beschäftigt, das eine Trilogie von drei musikalischen Dramen darstellt. Das Stück ist eine Uebersetzung der „Orestie“ des Aeschylus, heißt „Orestes“ und wird im Leipziger Stadttheater zum erstenmal in Scene gehen. —
 — **Messagers** Oper „Brigitte“ erzielte bei der Erstaufführung im Dresdener Residenz-Theater einen großen Erfolg. —
 — **Arnold Mendelsjohns** Chorballeade „Der Schneider in der Hölle“ erlangte bei ihrer ersten Aufführung durch die „Königsberger Liebesfreunde“ einen großen Erfolg. —
 — Die letzte Große Berliner Kunstausstellung hat einen Ueberschuß von rund 70 000 M. ergeben. —

Bücher-Einlauf.

— **Spemanns** „Goldenes Buch der Weltliteratur“. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. Preis geb. 6 M. —
 — **Paul Remer:** „Das Buch der Sehnsucht.“ Eine Sammlung deutscher Francendichtung. Berlin und Leipzig. Schuster und Löffler. —
 — **Adolphe Chenevière:** „Frauenehre“. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Jua Bach. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. —
 — **Prof. Dr. Hermann Friedrich:** „Ludwig Jacobowski. Ein modernes Dichterbild“. Berlin. Siegfried Cronbach. —
 — **Alfred Lichtwark:** „Die Erziehung des Farbenfiuns“. Berlin. Bruno und Paul Cassirer. —
 — **Vogt:** „Buch der Erfindungen“. 2. Auflage. Lieferung 1—5. Leipzig. C. Weist Nachf. —
 — **Meisterbilder fürs deutsche Haus.** 6 Blatt in Umschlag. Preis pro Blatt 25 Pf. München. Georg D. W. Callwey. Kunstwart-Verlag. Inhalt: Albrecht Dürer: „Chronismus im Gehäus“, „Ritter, Tod und Teufel“, „Melancholie“. — Rembrandt: „Die große Krankenheilung“. — Alfred Rethel: „Der Tod als Freund“, „Der Tod als Bürger.“ —